

Decolonize Gender Studies!

Unsere Gesellschaften sind auf tiefgreifende Weise von der kolonialen Vergangenheit und von neokolonialen Konstellationen geprägt. Was bedeutet diese grundlegende Einsicht, mit der sich postkoloniale Forscher*innen und Aktivist*innen seit Jahrzehnten beschäftigen, für die Geschlechterforschung? Inwiefern ist unser Verständnis von Geschlecht und Sexualität, von Emanzipation und Gerechtigkeit mit dem kolonialen Projekt verschränkt?

I Jovita dos Santos Pinto* und Patricia Purtschert**

Der Begriff der "postkolonialen Theorie" versammelt unterschiedliche Denkansätze, deren Gemeinsamkeit darin besteht, dass sie die kolonialen Ordnungen der Welt in ihren aktuellen Formen zu bestimmen suchen. Das Präfix "post-" bezeichnet dabei nicht eine Gegenwart nach dem Kolonialismus, in welcher der Kolonialismus überwunden ist. Vielmehr deutet es auf beides hin: auf das Ende des formalen kolonialen Zeitalters und auf die Fortsetzung kolonialer Verhältnisse unter postkolonialen Bedingungen. Damit wird zum Beispiel der Tatsache Ausdruck verliehen, dass trotz der politischen Unabhängigkeit der meisten kolonisierten Räume (allerdings nicht aller: so befinden sich Martinique, Guadeloupe, Grönland oder Puerto Rico etwa immer noch in kolonialen Verhältnissen) im ökonomischen und auch politischen Bereich noch quasi-koloniale Abhängigkeiten bestehen.

Der Kolonialismus ist darüber hinaus nicht nur für Länder wie Nigeria, Brasilien, Pakistan oder Indonesien ein Thema und auch nicht nur für europäische Länder, die offizielle Kolonialmächte waren, wie England, Frankreich, Holland oder Portugal. Es geht vielmehr darum zu verstehen, wie der Kolonialismus auf unterschiedliche Weise die ganze Welt affiziert und sie in einem gewissen Sinne erst als "Welt", als einen zusammenhängenden ökonomischen, politischen, geographischen und diskursiven Raum, hervorgebracht hat. Auch die Schweiz stand und steht nicht ausserhalb dieser kolonialen Verhältnisse.¹ Nebst zahlreichen Akteur*innen, die direkt in koloniale Projekte eingebunden waren, und wenigen (allerdings nicht erfolgreichen) Bestrebungen nach eigenen Kolonien, imaginierte sich die Schweiz – trotz innereuropäischer Rivalitäten – als Teil von einem weissen Europa, welches sich gegen den "Rest" abgrenzte. So entstanden die europäischen Nationen nicht nur zeitgleich mit dem Kolonialismus, sondern immer auch in Abgrenzung zu den Kolonien und ihren Bewohner*innen. Die Wissenschaften im 19. Jahrhundert, insbesondere die Rassentheorien und Evolutionstheorien, waren sowohl Produkt dieser Abgrenzungen als auch deren Legitimation

und Katalysator. International anerkannte Forscher wie Carl Passavant, Auguste Forel oder Louis Agassiz zeigen, dass diese Ansätze von Schweizern nicht nur übernommen, sondern auch aktiv weiterentwickelt wurden.

Der Kolonialismus weist folglich nicht nur ökonomische und politische Dimensionen auf, sondern prägte auch das moderne Wissen und die Wissen-

schaften tiefgehend. Bedeutsam für diese eurozentrische Logik ist, dass (nationale, kulturelle oder geschlechtliche) Identitäten über die Abgrenzung von einem minderwertigen Anderen hergestellt werden. Dieser Prozess wird in der postkolonialen Forschung als Othinging bezeichnet. Er basiert auf einem hierarchischen System, das mit Differenzen wie der Westen und der "Rest", Subjekt und Objekt,

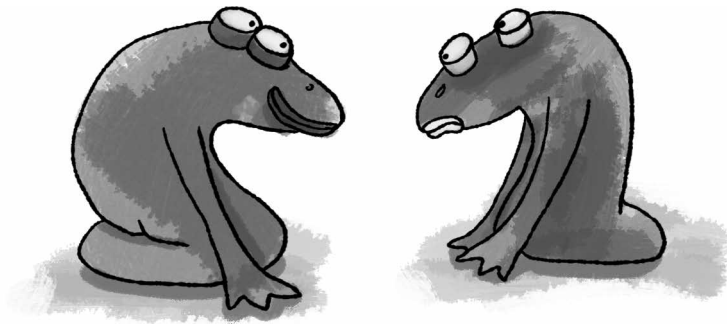
zivilisiert und wild, rational und emotional, Mann und Frau, Mensch und Tier, weiss und schwarz oder normal und abnormal operiert.

Was bedeutet dies für die Geschlechterforschung? Nach der "Kolonialität von Geschlecht"² zu fragen, wie dies die Philosophin Maria Lugones tut, erweitert den Blick auf die wechselseitige Abhängigkeit von Geschlecht, "Rasse", Sexualität und Klasse und macht sichtbar, wie sich diese Kategorien gegenseitig bedingen. Ebenso macht es sichtbar, dass das moderne binäre Geschlechtersystem zwar enorm wirkmächtig ist, dass sich die sozialen Positionen entlang dieser Differenzachsen aber radikal unterscheiden können; ein Zusammenhang, der gerade vom Schwarzen Feminismus fortwährend aufgezeigt wird.

Dezentrierung des weissen, mittelständischen Feminismus

Schwarze Feminist*innen in den USA machen seit der ersten Frauenbewegung in den USA darauf aufmerksam, dass sie in den Programmen und Forderungen weisser Feministinnen weitgehend ausgeschlossen bleiben. Die ehemals versklavte Sojourner Truth brachte dies an der Frauenkonvention in Ohio 1851 folgendermassen zum Ausdruck: Nach sexistischen Reden von Männern, die argu-

"Das Präfix 'post-' bezeichnet dabei nicht eine Gegenwart nach dem Kolonialismus, in welcher der Kolonialismus überwunden ist."



mentierten, Frauen seien aufgrund ihrer Fragilität zwar schützenswert, aber nicht zur politischen Mitsprache fähig, ergriff sie das Wort. Einige weisse Frauen fürchteten, Truth würde mit ihrem Votum nun vom Frauenstimmrecht auf die Abschaffung der Sklaverei ablenken. Sie aber reagierte auf beides, indem sie zeigte, dass sie nie als zerbrechliche Frau behandelt worden war, weil, was die Arbeitsausbeutung betraf, kein Unterschied zwischen ihr und versklavten Männern gemacht wurde: "Niemand hat mir je auf eine Kutsche geholfen, oder mich über eine Schlammfüße getragen, oder mir den besten Platz angeboten. Schaut auf meinen Arm, ich habe gepflügt und gepflanzt und in Ställen gearbeitet, kein Mann hat mich überboten. Und bin ich denn keine Frau?"³ Truths berühmter Satz "Und bin ich denn keine Frau?" (wenn ich nicht den Normen einer bürgerlichen Weiblichkeit entspreche), hallt bis heute nach. Ihre Intervention reiht sich auch in eine fortdauernde Kritik Schwarzer Frauen ein, die aufzeigen, wie sie an der Schnittstelle von anti-rassistischen und feministischen Kämpfen übergangen werden. Die Juristin Kimberlé W. Crenshaw verwies in den 1990er-Jahren beispielsweise darauf, dass sich juristische Kämpfe gegen Diskriminierungen an Gerechtigkeitsmodellen orientieren, die auf weisse Männlichkeit zugeschnitten sind. Wenn Differenzen berücksichtigt werden, dominiert jeweils die privilegierteste Position innerhalb einer diskriminierten Gruppe: Bei Rassismus wird von Schwarzen Männern gesprochen und bei Sexismus von weissen, mittelständischen Frauen. Indem jeweils von der mächtigsten Position ausgegangen wird, bleiben gerade die marginalisiertesten Personen – in diesem Fall Schwarze Frauen – in der Analyse unsichtbar und vom Zugang zu anti-diskriminierenden Massnahmen ausgeschlossen. Zudem wird verhindert, dass die Erfahrungen und Realitäten Schwarzer Frauen als repräsentativ (für diejenige aller Frauen, aller Schwarzen oder aller Menschen) gelten können. Stattdessen werden sie auf einen Nebenschauplatz zurückgedrängt. Crenshaw setzt diesen Vereinfachungen das Konzept der Intersektionalität entgegen. Sie fordert damit, unterschiedliche Macht-hierarchien gleichzeitig in den Blick zu nehmen und zu analysieren, wie sie sich verschränken und dabei verschiedene Privilegierungen und Marginalisierungen hervorbringen.⁴

Kritik am feministischen Eurozentrismus

Ein anderer wichtiger Einwand postkolonialer Forscherinnen zielt auf den Eurozentrismus der feministischen Forschung im Globalen Norden. Dass einem feministischen Programm gefolgt wird, bedeutet demnach keineswegs, dass dabei nicht koloniale Logiken reproduziert werden. So zeigt Chandra Talpade Mohanty, wie feministische Forschung im Norden oft ein statisches Bild der "Drittwelt-Frau" herstellt, das die unterschiedlichen kulturellen, historischen, religiösen, geographischen und sozioökonomischen Lebensrealitäten dieser Frauen einebnen. Dabei wird unhinterfragt eine westliche Kritik am Patriarchat übernommen und auf gänzlich andere Kontexte übertragen. "Drittwelt-Frauen" werden in einen Gegensatz zu "westlichen Feministinnen" gesetzt und als rückständig, unemanzipiert und machtlose Opfer patriarchaler Strukturen dargestellt. Mohantys Punkt ist, dass solche eurozentrischen Darstellungen, in denen nur westliche Feministinnen als handlungsmächtige Subjekte auftauchen, die ungleiche Machtbeziehung zwischen Erster und Dritter Welt aufnehmen und bestärken. Zudem fehlt ihnen die zentrale Einsicht, dass Frauen im Süden nicht nur gegen das Patriarchat, sondern immer auch gegen Imperialismus, rassistische Strukturen und postkoloniale Ausbeutungsverhältnisse kämpfen.⁵ Durch ihre Kritik an einer eurozentrischen Wissensproduktion und an der Unsichtbarmachung, Aneignung, Viktimisierung oder Bevormundung nicht-weisser Frauen und QTIBPoC⁶ ist die postkolonial-feministische Forschung bis heute von grösster Aktualität.

Die Kolonialität von Geschlecht

Wie lässt sich historisch begründen, dass die bürgerliche Geschlechterordnung, die unsere Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit bis heute prägt, untrennbar mit kolonialen Herrschaftsformen verbunden ist? Diesen Fragen geht Anne McClintock nach, indem sie beispielsweise zeigt, dass sich die sogenannten Entdeckungsreisen europäischer Mächte seit dem 15. Jahrhundert einer Geschlechtersymbolik bedienen.⁷ Die unbekannten Länder und ihre Bewohner*innen wurden dabei sexualisiert und als jungfräuliche Regionen dargestellt, die von den kolonialen Abenteurern durchforstet, erobert, gezähmt (diszipliniert/erzogen), aber auch bewun-

dert und begehrt werden konnten. Auf diesem "pornotropischen"⁸ Hintergrund wurden aber auch Massstäbe für die europäische Zivilisation entwickelt. So entstand die Vorstellung einer rationalen Triebkontrolle, die für das Selbstverhältnis des bürgerlichen weissen Mannes zentral ist, durch die Abgrenzung von kolonialen Anderen, welche an den Extremen zwischen exzessiver Sexualität und (sexueller) Passivität angesiedelt wurden. Vorstellungen von devianten nicht-weissen Geschlechtskörpern und Sexualitäten regulierten auf diese Weise das normgebende bürgerliche Geschlechterbild in den kolonialen Metropolen. Ab dem 19. Jahrhundert wurden solche Bilder der kolonialen Anderen in Missionszeitschriften, Völkerschauen, neu entstehenden Werbeformaten sowie Kinder- und Unterhaltungsliteratur über das Bildungsbürgertum hinaus popularisiert und derart zu einem Bestandteil der Alltagskultur gemacht.

Europäische Vorstellungen von Sexualität und Geschlecht wurden also einerseits durch koloniale Verhältnisse geformt. Andererseits erwiesen sie sich als wichtige Elemente der kolonialen Regierung, wie Ann Laura Stoler zeigt. Die Anthropologin untersucht Formen der Intimität und des Zusammenlebens zwischen holländischen Beamten und einheimischen Frauen in Indonesien zu Zeiten der holländischen Kolonialherrschaft. Die Frauen arbeiteten als Haushälterinnen oder sie unterhielten als Sexarbeiterinnen oder Konkubinen intime und sexuelle Beziehungen mit Vertretern der Kolonialmacht, die auch oft von Gewalt geprägt waren. Die Kolonialregierung wusste diese Beziehungen strategisch einzusetzen: Zu gewissen Zeiten wurden indonesische Mätressen als hilfreich für die Integration der holländischen Kolonialbeamten erachtet, und sogenannte "inter-rassische" Beziehungen wurden begünstigt oder zumindest geduldet. Zu einem anderen Zeitpunkt wurde die Emigration holländischer Frauen nach Indonesien gefördert, während die Beziehung zu lokalen Frauen und die Entstehung einer *mixed-race* Bevölkerung problematisiert und mit juristischen Mitteln wie Heiratsverboten bekämpft wurden. Stolars Arbeiten zeigen, dass das Private und das Intime, welche in der gängigen Kolonialforschung kaum Beachtung gefunden hatten, für das koloniale Regime ein bedeutsamer Ort war, der einerseits kontrolliert werden musste, und andererseits eine wirkmächtige Einsatzstelle für koloniale Regierungstechniken darstellte.⁹

Dass das Private und Intime weiterhin zentrale Schauplätze – nun postkolonialer – Regierungstechniken sind, zeigt sich in der Schweiz beispielsweise anhand neuerer gesetzlicher Regulierungen, die die Authentizität von Ehen zwischen Schweizer*innen und Migrierten aus ehemals kolonisierten Regionen unter Beweis stellen – während Aufenthaltsmöglichkeiten ausserhalb von Eheschliessungen für viele Menschen aus dem Süden praktisch unmöglich geworden sind.¹⁰



Fazit: Geschlechterforschung dekolonisieren

Die postkoloniale Forschung wird in den letzten zehn Jahren zunehmend an Schweizer Universitäten rezipiert, für den hiesigen Kontext produktiv gemacht und die Schweiz damit nochmals auf neue Weise in einer globalisierten Welt verortet. Damit gewinnt die postkoloniale Kritik auch in der Geschlechterforschung vermehrt an Gewicht. Der entscheidende Punkt ist dabei, die koloniale Frage nicht weiterhin als Nebenwiderspruch des Feminismus zu behandeln, sondern als Perspektive, die für die feministische Forschung unerlässlich ist. Zu bedenken gilt es dabei, dass die Dekolonisierung des Wissens und der Wissenschaft kein vorgegebenes Programm ist, sondern ein radikales Unterfangen mit offenem Verlauf darstellt. Die Aufgabe besteht darin, eine Geschlechterforschung zu betreiben, die nicht-weisse Menschen nicht mehr übergeht, sie zu reinen Objekten degradiert, oder ihr Wissen ausserhalb moderner Sinnhorizonte verortet. Weil die postkoloniale Kritik, genau wie die feministische Kritik, an den Grundfesten unseres Wissens rüttelt, bedürfen wir kreativer, unerhörter, mutiger und erstaunlicher Praktiken, um ein Wissen möglich zu machen, das nicht zuletzt unsere eigenen Grundlagen transformiert. Eine solche Forschung ist eine dringend nötige Antwort auf globale Machtverhältnisse und ihre Geschichten, und sie kann nur als globales, intersektionales und kollektives Projekt realisiert werden.

*Jovita dos Santos Pinto, lic. phil., ist wissenschaftliche Assistentin am IZFG mit Schwerpunkt Postkolonialismus. Sie schreibt ihre Dissertation zu Schwarzen Frauen in der Öffentlichkeit in der Schweiz.

**Prof. Dr. Patricia Purtschert ist Professorin für interdisziplinäre Geschlechterforschung an der Universität Bern und Co-Leiterin des IZFG. In ihrer Forschung untersucht sie u.a. die Bedeutung des Postkolonialismus für die Schweiz.

¹Vgl. Purtschert, Patricia/Lüthi, Barbara/Falk Francesca (Hg.): Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien, Bielefeld 2012.

²Lugones, María: Heterosexualism and the Colonial/Modern Gender Order, in: Hypathia 22(1) 2007, S. 186-209.

³Übersetzung der Autorinnen, nach: <http://www.feminist.com/resources/artspeech/genwom/sojour.htm>, (Zugriff 20.11.2017).

⁴Crenshaw, Kimberlé W.: Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, in: University of Chicago Legal Forum 1(8) 1989, S. 139-168.

⁵Mohanty, Chandra T.: Aus westlicher Sicht. Feministische Theorie und koloniale Diskurse, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 1988, 23, S. 149-162.

⁶Akronym für Queer, Trans* und Inter Blacks and People of Color.

⁷McClintock, Anne: Imperial Leather. Race, Gender, Sexuality in the Colonial Contest, New York 1995.

⁸Ebd.

⁹Stoler, Ann Laura: Carnal Knowledge and Imperial Power. Race and the Intimate in Colonial Rule, Berkeley 2002.

¹⁰Lavanchy, Anne: Glimpses into the Hearts of Whiteness. Institutions of Intimacy and the Desirable National, in: Purtschert, Patricia/Fischer-Tiné, Harald (eds.), Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins. Basingstoke 2015, S. 278-296.